

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.





CHRISTOPHER J. SANSOM

DIE  
GRÄBER  
DER  
VERDAMMTEN

Roman

Aus dem Englischen  
von Irmengard Gabler

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:  
[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Deutsche Erstausgabe  
Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, September 2020

Die englische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »Tombland« bei Macmillan, an Imprint of PanMacmillan Ltd. London  
Copyright © C.J. Sansom 2018

Für die deutsche Ausgabe:  
© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Redaktion: Claudia Jürgens  
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-70494-1

Die Übersetzung des *Palästinaliedes* stammt aus Hermann Reichert, *Walther von der Vogelweide für Anfänger*. 3., überarbeitete Auflage. Wien 2009

# INHALT

Prolog 11

Teil eins – London 21

Teil zwei – Norwich 139

Teil drei – Wymondham 395

Teil vier – Mousehold Heath 529

Teil fünf – Die Befreiung der Leibeigenen 659

Teil sechs – Dussindale 847

Epilog 985

Dank 989

## KAPITEL EINS

*Juni 1549*

Auf unserem Ritt nach Hatfield Palace regnete es unentwegt; starker, schwerer Regen, der von unseren Kappen tropfte und die Zügel glatt und glitschig machte. Gelegentlich trieb ein kalter Windstoß die Nässe schräg auf uns zu; selbst jetzt noch, zu Beginn des Juni, ließen Winterfröste und Frühjahrskälte das Land nur widerwillig aus ihren Krallen.

Wir waren im Morgengrauen zu sechst von London aufgebrochen: ich selbst, mein junger Assistent Nicholas und vier stämmige Männer im Dienste von Comptroller Parry mit Schwertern und Messern am Gürtel. Ihr Anführer, ein schweigsamer Mann mittleren Alters namens Fowberry, war am Morgen zuvor in Lincoln's Inn eingetroffen. Er hatte mir einen Brief seines Herrn vorgelegt, in dem dieser mich aufforderte, in einer ebenso dringlichen wie delikatene Angelegenheit nach Hatfield zu reiten und Lady Elizabeth aufzusuchen. Ich sollte in einer Herberge vor der Stadt nächtigen und tags darauf bei ihm, Parry, vorsprechen. Angesichts der Unruhen im Land nach den Aufständen im Mai werde er veranlassen, dass Fowberry und seine Männer uns auch auf dem Rückweg begleiteten. Die Knappheit des Schreibens sah dem zur Weitschweifigkeit neigenden Parry nicht ähnlich und verhiess daher nichts Gutes. Der Kauf und Verkauf von Ländereien, die Angelegenheiten, die ich Lady Elizabeths wegen in den vergangenen zwei Jahren für ihn erledigt hatte, erforderten gelegentlich Feingefühl, selten jedoch Eile.

Wir redeten wenig unterwegs; das Wetter ermunterte nicht zur Gesprächigkeit. Nicholas ritt neben mir, den langen, schmalen Körper vornübergebeugt, Fowberry ihm zur Linken und seine drei

Männer hinter uns. Der Verkehr strömte uns hauptsächlich entgegen, Fuhrwerke, die Vorräte nach London transportierten, und ein paar einsame Wanderer. Einmal jedoch kam hinter uns, in den leuchtenden Farben des Königs und begleitet von zwei bewaffneten Dienern, ein schneller Postreiter angaloppiert. Er stieß ins Horn und winkte uns aus dem Weg. Die Reiter preschten an uns vorüber und bespritzten uns dabei mit Schlamm von der Straße. Nicholas blinzelte unter den roten Haarsträhnen auf der Stirn hervor, aus denen ihm das Wasser in die Augen tropfte. »Wozu die Eile?«, fragte er. »Noch eine Proklamation von Lordprotektor Somerset?«

»Vielleicht. Worum es wohl diesmal geht?«

»Vielleicht verfügt er ja, dass Blinde sehen oder Fische durch die Luft fliegen sollen?«

Ich lachte, aber Fowberry blickte ihn etwas scheel an.



Der Abend nahte, und der graue Himmel wurde dämmerig. Ich wandte mich an Fowberry. »Wir müssten doch bald bei der Herberge sein, nicht?«

»Ja, weit kann es nicht mehr sein, Sir«, erwiderte er mit seiner tiefen Stimme und dem für sein Land so typischen Singsang. Genau wie Parry und viele andere in Elizabeths Diensten stammte er nämlich aus Wales. Er saß fest im Sattel, achtete nicht auf das Wetter – eine soldatische Haltung. Vielleicht hatte er wie viele seiner Landsmänner in den französischen Kriegen gekämpft.

Ich wagte ein Lächeln. »Eine gute Idee von Eurem Herrn, dass wir in dieser Herberge nächtigen. Anderenfalls müsste ich der Lady nass wie eine ersoffene Ratte und voller Dreck meine Aufwartung machen.«

»Nein, Sir, dergleichen würde sich nicht ziemen.« Sein Gesicht blieb ausdruckslos. Ich hatte gehofft, ihm den Grund zu entlocken, aus dem wir bestellt worden waren, aber wenn er etwas wusste, sagte er es nicht.

Nicholas zügelte sein Pferd und deutete nach rechts. In einiger Entfernung, hinter einem Gerstenfeld, war ein Licht zu sehen. »Master Fowberry«, sagte er. »Seht, könnte das die Herberge sein?«

Fowberry blieb stehen und bedeutete seinen Männern, es ihm gleichzutun. Er wischte sich den Regen aus den Augen und spähte in die zunehmende Dunkelheit. »Das ist sie nicht. Wir haben noch eine Meile vor uns.« Er beugte sich vor und kniff die Augen zusammen. »Es ist ein offenes Feuer, keine Kerze im Fenster. Ich glaube, es brennt in dem Gehölz hinter dem Feld.«

Einer der Männer legte die Hand an sein Schwert. »Hoffentlich nicht noch ein Lager aufständischer Bauern?«, fragte er.

»Angebligh hat es in Hampshire und Sussex noch mehr Unruhen gegeben«, erwiderte Fowberry leise.

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist ein kleines Feuer. Wahrscheinlich nur ein paar herrenlose Knechte, die durch die Lande streunen.«

»Sie lauern vielleicht auf einsame Reiter, um sie auszurauben.« Fowberry spuckte zu Boden. »Der Protektor sollte die Schurken brandmarken und gemäß dem neuen Parlamentsgesetz zu Leibeigenen machen.« Er nickte. »Wir warnen den Wirt, er kann den Konstabler verständigen und die Stadtwache schicken.« Er wandte sich an mich. »Seid ihr einverstanden, Master Shardlake?«

Ich zögerte. Nicholas warf mir einen warnenden Blick zu. Er kannte meine Ansichten zu den derzeitigen Unruhen, doch war dies weder die richtige Zeit noch der richtige Ort für einen Streit. »Wie Ihr meint, Master Fowberry. Obwohl die Leute dort drüben auch ehrliche Absichten haben könnten.«

»Sicher ist sicher in diesen gefährlichen Zeiten. Außerdem ist Hatfield Palace nicht weit, und wir möchten die Lady vor Schaden bewahren.«

Ich nickte kurz. Wir nahmen die Zügel auf und ritten gemächlich weiter. Wer immer in diesem Wetter ein Lagerfeuer angezündet hatte, dachte ich, würde es noch bitter bereuen.



Die Herberge vor den Toren der kleinen Stadt Hatfield war eine schöne, behagliche Unterkunft. Wir stiegen im Hof von den Pferden und überließen sie der Obhut mehrerer Knechte, die sie in den Stall führten. Fowberrys Männer folgten ihnen, er selbst blieb bei Nicholas und mir. Ich war stocksteif nach dem Ritt und hundemüde. Mein Rücken schmerzte, wie es neuerdings nach längeren Ausritten immer häufiger der Fall war. Doch was konnte ich, ein alternder Buckliger von siebenundvierzig Jahren, auch anderes erwarten. Ein Knecht kam aus der Herberge, schulterte unsere Packtaschen und führte uns in das große, alte Gebäude. Im Inneren empfing uns Kerzenschein, denn mittlerweile war es vollständig dunkel geworden. Eine gepflasterte Eingangshalle führte in einen großen Schankraum, in dem uns einige Gäste, dem Anschein nach wohlhabende Kaufleute, neugierige Blicke zuwarfen. Ein beliebter, kahlköpfiger Mann mit einem Schurz über dem wollenen Wams unterbrach seine Unterhaltung und kam eilfertig auf uns zu.

»Master Fowberry«, sagte er fröhlich. »Wir haben Euch schon erwartet.« Er verneigte sich. »Und Ihr müsst der Rechtsgelehrte sein, den Master Parry konsultieren wollte«, sagte er und maß uns aus scharfen, wissbegierigen Äuglein.

Ich sagte: »Ich bin Serjeant Matthew Shardlake, Lincoln's Inn. Mein Assistent, Master Overton.«

Der Wirt nickte heiter und wandte sich wieder an Fowberry. »Ich freue mich, Euch zu sehen, Sir.« Er trat näher und sagte leise: »Ich wäre Euch sehr verbunden, Sir, wenn Master Parry die Spesen Eurer Gäste mit Goldmünzen begleichen könnte. Das Silbergeld ist doch nichts mehr wert ...« Er schüttelte den Kopf.

»In Hatfield Palace bezahlen wir immer in Gold«, sagte Fowberry stolz.

Der Wirt, dankbar, verneigte sich erneut. »Es ist uns stets eine Ehre, mit den hohen Herrschaften Geschäfte zu machen ...« Nach kurzer Pause setzte er hinzu: »Wir haben Euch eine Weile nicht gesehen, Sir. Lady Elizabeth ist hoffentlich wohllauf?«

Fowberry lächelte gezwungen. »In der Tat, mein guter Mann.«

»Und über ihren Kummer hinweg, hoffe ich?« Er blickte von einem zum anderen wie ein gieriger Rabe, erpicht darauf, ein Klatschbröcklein zu erhaschen. Im Schankraum war es still geworden.

Fowberry sprach kalt und gelassen. »Über die Belange meiner Herrschaft pflege ich nichts auszulaudern, guter Mann.«

Der Wirt trat einen Schritt zurück. »Gewiss, Sir. Es ist nur, dass ... die Geschäfte mit Hatfield Palace haben nachgelassen.«

»Sie werden gänzlich versiegen, wenn Ihr Eure Nase weiterhin in die Angelegenheiten der Lady steckt«, erwiderte Fowberry schroff. »Doch hier ist etwas, das Euch angeht. Eine Meile südlich von hier haben wir in den Feldern die Lichter eines Lagers gesehen. Links von der Straße. Ihr tütet gut daran, den Konstabler davon in Kenntnis zu setzen.«

»Wahrscheinlich nur ein paar Männer um ein Feuer«, erklärte ich.

Der Wirt jedoch wurde ernst. »Ich kümmere mich darum.«

»Tut das«, sagte Fowberry. »Und jetzt möchten wir warme Zimmer und Trockentücher, wir sind allesamt völlig durchnässt. Dann bringt den Herren etwas zu essen.«

»Wollt Ihr hier unten speisen?« Der Wirt wies in den Schankraum. »Gesellige Menschen, ein knisterndes Feuer bei dem Wetter ...«

»Danke, aber wir speisen auf unseren Zimmern«, entgegnete ich.



Master Parry hatte keine Ausgaben gescheut und für jeden von uns ein Zimmer reservieren lassen. Er konnte es sich leisten, immerhin gehörte Lady Elizabeth zu den Reichsten im Land. In meinem Zimmer hatte man bereits das Feuer angefacht und Kerzen entzündet. Ich entledigte mich der nassen Kleider und legte sie zum Trocknen vor das Feuer. Meine Tasche hatte man mir heraufgebracht, und ich breitete meine Anwaltsrobe behutsam auf dem Bett aus.

Man brachte uns zu essen, dicken Hammeleintopf, Schinken mit Brot und Käse, dazu einen Krug Bier. Deftig, aber gut. Kurz darauf klopfte es an der Tür, und Nicholas kam herein. Er musste den Kopf

einziehen, um durch die Tür zu passen. Auch er hatte sich umgezogen und sein rotblondes Haar getrocknet. Er trug ein grünes Wams mit Silberschnüren und einem modisch hohen Kragen, über dessen Saum sich das Hemd kräuselte.

»Setz dich, Junge«, sagte ich.

»Danke, Sir.«

Wir langten beide tüchtig zu. Als Nicholas den größten Hunger gestillt hatte, zog er eine kleine Silbermünze aus dem Beutel und legte sie auf den Tisch. »Die hier habe ich gestern in London erhalten«, sagte er. »Der jüngste Schilling.«

Ich nahm die glänzende neue Münze in die Hand. Der Kopf unseres elfjährigen Königs war darauf eingeprägt, mit einem ernsten Gesichtsausdruck. Um den Rand war auf Lateinisch *Edward VI. von Gottes Gnaden* eingeprägt, dazu die Jahreszahl, 1549. Ich wog die Münze in der Hand. »Sie ist schwerer als die zu Beginn des Jahres. Hat man noch mehr Kupfer dareingemischt?«

»Ich glaube, schon.« Nicholas runzelte die Stirn. »Hält Protektor Somerset uns denn alle für Einfaltspinsel, dass er das Land seines Silbers beraubt? Dieses ständige Lavieren treibt die Preise doch nur weiter nach oben. Das Bier kostet schon wieder einen Viertelpenny mehr.«

»Er braucht von irgendwoher Silber, um den schottischen Krieg zu bezahlen.« Ich lächelte ironisch. »Dazu noch die jüngste Runde neuer Steuern, die das Parlament ihm zugesichert hat.« Ich schüttelte den Kopf. »Nach dem Ableben des alten Königs dachte ich, dass nun endlich Schluss wäre mit diesem Geldverschleudern für Kriege, die nicht zu gewinnen sind. Wie sollte man auch ahnen, dass alles nur noch schlimmer kommen könnte?«

Nicholas seufzte. »Glaubt Ihr, die dort oben werden uns niederbringen?«

»Sieht ganz danach aus.«

»Es wäre eine große Schmach für England.«

Versonnen betrachtete ich die Münze. »Die Preise sind noch nie so schnell gestiegen wie in diesem Jahr. Als armer Handwerker ...«

Ich schüttelte den Kopf. »Dann noch die gierigen Lehnsherren, die ihre Pachtzinsen erhöhen und das Weideland einhegen ...«

Nicholas fiel mir ins Wort. »Was bleibt ihnen denn übrig? Sie müssen doch auch höhere Preise zahlen. Mein Vater zum Beispiel tat sich schwer, Gewinne zu erzielen, und deshalb ...« Er verstummte, zuckte die Achseln, und eine Falte durchzog seine sommersprossige Stirn.

Ich sah ihn an. Drei Jahre zuvor, als er einundzwanzig war, hatten seine Eltern, Landadelige in Lincolnshire, ihn enterbt, weil er sich geweigert hatte, eine von ihnen arrangierte Ehe mit einer Frau einzugehen, die er nicht liebte. Ihre Zurückweisung war ein herber Schlag für ihn gewesen, der ihm nach wie vor zu schaffen machte, auch wenn ihm die Arbeit als mein Gehilfe durchaus gefiel und er sich freute, schon bald seine Gerichtszulassung zu erlangen. Er arbeitete fleißig und sorgfältig, obschon er sich nicht wie ich in seinem Alter mit ganzem Herzen der Juristerei verschrieben hatte und oft und gern mit anderen jungen Adeligen – er hielt nach wie vor viel auf seinen vornehmen Stand – zu zechen pflegte und nicht nur in den Londoner Schänken, sondern vermutlich auch den Freudenhäusern ein gerngesehener Gast war. Und ich ertappte mich zuweilen bei dem Gedanken, dass er heiraten sollte. Nicholas war zwar nicht im herkömmlichen Sinne gutaussehend, aber doch eine stattliche Erscheinung. Auch fehlte es ihm nicht an Selbstvertrauen. Allerdings, und dies wäre einschneidend, fehlte es ihm an Geld, da er auf seine begrenzten Einkünfte angewiesen war. Im Augenblick machte er Beatrice Kenzy den Hof, der Tochter eines Barristers. Ich war ihr einige Male begegnet – und mochte sie nicht leiden.

Das Thema wechselnd, fragte Nicholas: »Ist es denn möglich, dass ich Lady Elizabeth morgen zu Gesicht bekomme?«

»Wohl kaum. Ich sehe sie selbst nur sehr selten.«

Er lächelte. »Ihr habt mich mitgenommen, weil Ihr nicht ohne Diener vor sie treten könnt.«

»Du weißt ja, wie das ist. Außerdem gibt es vielleicht Dokumente

zu kopieren. Doch wer Zugang hat zu Lady Elizabeth und wer nicht, wird von Master Parry und ihren Zofen streng kontrolliert.«

Nicholas beugte sich zu mir vor, und in seinen grünen Augen funkelte Interesse. »Wie sieht sie denn jetzt aus?«

»Ich habe sie seit acht Monaten nicht mehr gesehen«, entgegnete ich. »Seit ich ihr kondolierte nach – nach Königin Catherines Tod.« Ich stolperte leicht über die Worte, schluckte und fuhr fort: »Elizabeth ist fünfzehn, aber man kann mit ihr sprechen wie mit einer Erwachsenen. Sie hat keine behütete Kindheit erlebt.« Ich lächelte traurig. »Allerdings ist sie außerordentlich klug, wortgewandt und scharfzüngig. Als ich zum ersten Mal für Master Parry einen Auftrag übernahm, sagte sie zu mir, dass sie von ihrer Hundemeute absoluten Gehorsam erwarte. So ist es bis heute.«

Nach einigem Zögern fragte Nicholas: »Diese Angelegenheit hier – hat sie etwas mit jener anderen Sache im Januar zu tun – dieser Schererei?«

»Nein«, entgegnete ich mit Nachdruck. »Der Skandal wegen Thomas Seymour ist mit dem elenden Menschen gestorben. Das weiß ich gewiss.« Ich sah ihn entschieden an. »Der Protektor ließ immerhin öffentlich verkünden, dass Lady Elizabeth in keinerlei illegitime Ehepläne mit Seymour verwickelt war. Mehr kann ich dazu nicht sagen, Nicholas. Ich bin an meine Schweigepflicht gebunden.«

»Gewiss. Nur ...«

»Nur hätte jedermann – von unserem Wirt hier bis hin zu den wertigen Kollegen unserer Anwaltskammer – allzu gern Näheres erfahren«, entgegnete ich schroff.

»Ach nein, Sir.« Er sah ein wenig unbehaglich drein. »Es ist nur, weil die Angelegenheit, die uns hierhergeführt hat, so dringlich und vertraulich ist, dass ich mich gefragt habe, ob es womöglich irgendeine Verbindung gibt. Ob ...«

Ich nickte. »Ob vielleicht Politik im Spiel ist. Nein, ganz gewiss nicht. Und es tut mir leid, dass ich eben so schroff zu dir war, aber seit sich herumgesprachen hat, dass ich für Parry arbeite, will man mir in einem fort irgendwelche Klatschgeschichten entlocken.« Ich

schüttelte den Kopf. »Manchmal ist es besser, Nicholas, man weiß so wenig wie möglich. Lass dir das von einem greisen Anwalt gesagt sein.«



Als Nicholas in sein Zimmer gegangen war, öffnete ich das Fenster. Es hatte aufgehört zu regnen, doch das Geräusch der Wassertropfen war in der stillen Nacht weithin zu hören. Der Halbmond warf einen matten Silberschein über die Felder rings um die Herberge. Die Ernte, munkelten die Leute, werde schlecht ausfallen, zum ersten Mal seit vier Jahren. Wenn zu allem Übel auch noch das Korn knapp wurde, was dann, fragte ich mich.

Ich trat vom Fenster weg. Eigentlich sollte ich vor dem Zubettgehen noch die Leibesübungen machen, die Guy mir verordnet hatte, doch ich war zu erschöpft. Ich machte mir Sorgen um den befreundeten Arzt. Er lag schon einen Monat lang darnieder mit einem leichten Fieber, das sich durch nichts vertreiben ließ – ein ernstes Problem für einen Mann Mitte sechzig. Ich würde ihn aufsuchen, sobald wir nach London zurückgekehrt wären. In Wahrheit befürchtete ich, er könnte sterben. In den vergangenen Jahren hatte ich so viele Menschen verloren, nicht nur Königin Catherine. Jack Barak, meinen früheren Assistenten und Freund, sah ich nur selten – zudem im Geheimen –, weil mir seine Frau Tamasin, die ich auch einmal zu meinen Freunden gezählt hatte, nicht vergeben wollte, dass ich ihn vor drei Jahren in eine Auseinandersetzung hineingezogen hatte, bei der er seine rechte Hand eingebüßt hatte und beinahe gestorben war. Ihr kleiner Sohn George, jetzt schon fast vier Jahre alt, war eigentlich mein Patenkind, doch Tamasin ließ nicht zu, dass ich ihn besuchen kam. Ihre Tochter hatte ich noch nicht ein einziges Mal gesehen. Mein früherer Küchenjunge, Timothy, ging in die Lehre, mein Küchenmädchen Josephine hatte geheiratet und lebte weit fort in Norfolk. Ihrem letzten Brief an mich hatte ich entnommen, dass sie und ihr Ehemann in Nöten waren. Ich hatte ihnen ein wenig

Geld geschickt und Josephine gebeten, mir bald wieder zu schreiben, da ich ja wusste, dass sie guter Hoffnung war. Doch sie hatte nicht geantwortet, was ihr so gar nicht ähnlich sah, und ich machte mir Sorgen.

Ich setzte mich auf das Bett, schwermütig geworden. Da traf mich die Erkenntnis wie ein Blitz: *Ich bin einsam*. Timothy und Josephine hatte ich fast als die Kinder angesehen, die ich nie gehabt hatte. Es war töricht, töricht. Außerdem war ich meiner Arbeit überdrüssig geworden – stets die gleichen Grundstücksübertragungen, die gleichen Verhandlungen zum Kauf von Bauernhöfen und Herrensitzen, Verhandlungen, die nicht selten im Sande verliefen. Ich war weitaus glücklicher gewesen in den Jahren, als ich am Court of Requests, dem Petitionsgericht, für arme Leute eintrat. Ich hatte mich schon darauf gefreut, Nicholas dazu zu bewegen, mir bei diesen Fällen zur Seite zu stehen, weil ich ihm ein paar seiner adeligen Vorurteile aus dem Kopfe zu treiben gedachte. Doch dann war vor zwei Jahren Rich zum Lordkanzler aufgestiegen und mein Posten anderweitig besetzt worden. Ich schüttelte traurig den Kopf.



Während ich mich anschickte, zu Bett zu gehen, kam mir erneut jener entsetzliche Tag im Januar in den Sinn. Man hatte Elizabeth von den Anschuldigungen gegen sie losgesprochen, ihr Gefolge ebenso; Parry durfte in ihre Dienste zurückkehren, Kat Ashley indes hielt man noch immer von ihr fern. Thomas Seymour war im März enthauptet worden. Die Hinrichtung des eigenen Bruders wegen Hochverrats hatte viel Gerede verursacht und den Protektor geschwächt. Rich hatte ich seither nicht mehr gesehen. Seine Männer hatten in der Tat meine Kanzlei durchsucht, vor allem wahrscheinlich, um mich zu ärgern. Nicholas und Skelly waren zugegen gewesen, als Richs Männer kamen, und ich musste ihnen erzählen, was vorgefallen war. Damals hatte ich die Angst in Nicholas' Augen gesehen und sie verstanden; er erinnerte sich an das letzte Mal, da ich